



Rainer E. Gut: Der Ex-Präsident der CS ist tot – er war ein Erfolgsmanager einer anderen Epoche Seite 35

# Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Samstag, 14. Oktober 2023 · Nr. 239 · 244. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.90

## Zwei Zäsuren im Nahen Osten

Israel hat die Hamas unterschätzt und zahlt dafür einen hohen Preis. Doch es geht in diesem Krieg nicht nur um Israel. Westliche Ordnungsvorstellungen stehen unter Druck, in der Ukraine wie im Nahen Osten. Von Eric Gujer

Die Erkenntnis ist nicht neu, aber sie hat nichts von ihrer Gültigkeit verloren: Israel kann sich keine Schwäche erlauben. Das Land gab sich in den letzten Monaten einem ausufernden Kulturkampf um die Justiz hin und vernachlässigte darüber die eigene Sicherheit. Es war eine Frage der Zeit, bis die Feinde Israels das auszunutzen würden: Israel kann sich keine Schwäche erlauben. Das unterscheidet die einzige Demokratie im Nahen Osten von den westlichen Demokratien, die nie müde werden, den jüdischen Staat mit guten Ratschlägen heimzusuchen. Aber Amerikaner, Schweizer oder Deutsche müssen nicht fürchten, zu Hunderten ermordet, entführt, misshandelt und wie Vieh zur Schau gestellt zu werden.

### Eine neue Art von Krieg

Die Europäer sind Meister der selektiven Wahrnehmung. Sie überziehen Israel mit moralischen Forderungen, als wäre es eine normale Demokratie, blenden aber die Bedrohung aus. Die Solidarität nach einem Terroranschlag endet, wenn Israel sich zu wehren beginnt. Bisher spielte die Hamas gekonnt damit. Der Raketenterror war abstrakt und anonym, die Zahl der israelischen Opfer gering, und nach einer Woche kehrte wieder Ruhe ein. Zurück blieben die Bilder rauchender Trümmer im Gazastreifen. Das ist nun anders. Der palästinensische Widerstand hat sich zur Kennlichkeit eingestellt. Zum Vorschein kommt unverhüllte Barbarei. Für den Palästina-Konflikt bedeutet das eine Zäsur – es ist die einzige in der Region.

Es wird sich zeigen, ob die Europäer diesmal ihre Selbstgerechtigkeit zu zügeln vermögen. Der Krieg in der Ukraine hat vielen die Augen geöffnet. In einer von Gewalt und dem Recht des Stärkeren beherrschten Welt sind militärische Macht und Selbstbehauptungswille unabdingbar. Die Israelis haben dies immer gewünscht. Es war Westeuropa, das sich die Welt gemäss seinen idealistischen Vorstellungen zurechtlegte und den jüdischen Staat für dessen Härte kritisierte. Nach der Ukraine bedeutet der Gazakrieg die nächste Lektion in Realpolitik. In den letzten Jahren sind manche Illusionen

kolliert, weshalb viele glauben, die Welt sei heute in einem besonders schlechten und konfliktträchtigen Zustand. Vielleicht hat aber auch nur die Neigung zum Selbstbetrug abgenommen.

Die Hamas bezieht ihre Legitimation aus ihrer Rolle als Totfidei Israels. Sie diskreditierte die Fatah als Lakaien der Juden und die Politik des Ausgleichs als Schwäche, was sie zur populärsten Kraft in Palästina machte. Sie wird sich nie ändern und nie mässigen. Das bedroht Israel zwar nicht existenziell. Hamas im Süden und Hizbullah im Norden können Israel nicht vernichten, aber sie können das Land in einen Krieg mit Tausenden von Toten hineinziehen.

Israel unterschätzte die Gefahr. Man verliess sich darauf, die Hamas jederzeit militärisch unter Kontrolle halten zu können. Hinzu kam eine politische Fehlkalkulation. Israel nahm an, der Gegner werde es bei Nadelstichen und kurzen Raketenkampagnen belassen, um seine Existenz nicht auf Spiel zu setzen. Doch die Hamas brach aus dieser Logik aus. Sie wollte das Gleichgewicht des Schreckens zu ihren Gunsten verändern.

Blindes Vertrauen in die eigene Überlegenheit endet meist in Hybris. Hochmut ist der eigentliche Grund, warum Israel jetzt überrumpelt wurde. Darin ähnelt die Lage dem Jom-Kippur-Krieg. Die Führung um Golda Meir glaubte, die Araber seien nach der Blamage im Sechstagekrieg paralytisiert. So schlug man alle Warnzeichen in den Wind.

Wieder muss Israel seine Strategie grundlegend überprüfen. Für den Einsatz von Bodentruppen gelten drei limitierende Faktoren. Überbautes und von einem Tunnelsystem durchzogenes Gebiet lässt sich nur unter hohem Blutzoll erobern. Israel will zudem die Annäherung an die Araber und besonders Saudiarabien nicht gefährden. Eine Besetzung des Gazastreifens wäre da kontraproduktiv. Drittens hat Israel wenig Erfahrungen mit Grossoperationen am Boden, weil das Land diese seit dem traumatischen Libanonkrieg von 1982 vermeidet und auf seine Luftwaffe setzt.

Doch das Ausmass der Zerstörungen, die von der Hamas begangenen Greuel und Kriegsverbrechen verlangen jetzt Konsequenz und Härte. Ein langer Krieg scheint programmiert. Dass Israel

sämtliche Lieferungen von Wasser, Strom, Treibstoff und Nahrung in den Gazastreifen einstellt, deutet auf einen zermürbenden Abnutzungskampf hin. Ein realistisches Kriegsziel wäre es, den Gegner und seine Infrastruktur so zu dezimieren, dass er länger kampfunfähig wird. Israel wird es jedoch kaum gelingen, die Hamas ganz auszuschalten, zumal sie in der Bevölkerung fest verwurzelt ist.

### Der globale Umsturz

Die geopolitische Lage präsentiert sich in drei konzentrischen Kreisen. Der innerste Kreis ist das lange vernachlässigte Verhältnis zu den Palästinensern. Die Zweistaatenlösung scheiterte nicht an israelischem Starrsinn, wie oft behauptet wird, sie wäre heute schlicht Wahnsinn. Die Räumung des Gazastreifens war militärisch ein Fehler, weil der Feind eine ideale Operationsbasis fand. Gäbe Jerusalem die Kontrolle über das Westjordanland auf, würde sich die Geschichte wiederholen. Dann wäre Israel nicht nur im Norden und im Süden, sondern auch im Osten dauerhaft gefährdet.

Der Konflikt bleibt unlösbar, solange die Palästinenser uneins sind und die Hamas eine Aussöhnung mit den Juden blockiert. Umso wichtiger ist für Israel die Partnerschaft mit arabischen Staaten. Nur diese schafft die strategische Tiefe, um den zentralen Konflikt im zweiten Kreis, nämlich den mit Iran, zu führen. Teheran verfügt mit Hamas und Hizbullah über schlagkräftige Hilfstruppen und ist mit eigenen Einheiten in Syrien und im Irak präsent, also in direkter Nachbarschaft Israels. Ausserdem ist Iran der einzige Staat im Nahen Osten ausser Israel mit nuklearen Fähigkeiten.

Angriffe auf die iranischen Atomfabriken sind zwar Ministerpräsident Netanyahus liebste Drohkulisse, doch hält seine Luftwaffe keinen mehrmonatigen Bombenkrieg gegen gehärtete und so weit entfernte Ziele durch. Es herrscht ein Patt. Israel verfügt nicht über die ihm angedichtete erdrückende Übermacht. Nähern sich Teheran und Riad ernsthaft einander an, würde sich Israels Position massiv verschlechtern. Beim Sturz seines engen Partners, des Schahs von Persien, erlebte der

jüdische Staat schon einmal, was es heisst, wenn die eigene Aussenpolitik über Nacht pulverisiert wird. Auch damals wurde Israel von der Revolution der Mullahs völlig überrascht. Das einzig Berechenbare am Nahen Osten ist seine Unberechenbarkeit.

Der dritte Kreis reicht über die Region hinaus. Es ist kein Zufall, dass Teheran einen Schattenkrieg gegen Israel führt und gemeinsam mit Nordkorea Russland Waffen liefert. Die USA und ihre Verbündeten werden durch eine Staatengruppe herausgefordert, die an mehreren Fronten die Auseinandersetzung sucht. China unterstützt diese Länder politisch und wirtschaftlich und will sich selbst als Schutzmacht am Persischen Golf etablieren. Mit dem Rückzug aus Afghanistan und dem Irak hat der Westen ein Vakuum geschaffen, das andere zu füllen versuchen.

Vor einem halben Jahrhundert, als Nixon und Kissinger Israel im Jom-Kippur-Krieg massiv unterstützten, stiegen die USA zur Vormacht im Nahen Osten auf. Der Einfluss der Sowjetunion schwand, Ägypten wechselte ins amerikanische Lager. Diese Dominanz geht zu Ende. Einerseits, weil die USA das Interesse an der Region verloren haben; andererseits, weil andere Mächte die Hegemonie infrage stellen. Auch hier eriebt der Nahe Osten eine Zäsur. Ohne sie wäre der Gazakrieg in dieser Vehemenz und Wucht kaum denkbar.

Der Appetit auf einen Umsturz der globalen Machtverhältnisse beschränkt sich nicht auf eine einzelne Region. Die eingesetzten Mittel sind ebenfalls vielfältig: Ein konventioneller Krieg wie in der Ukraine, ein Terrorkrieg wie in Israel oder die gezielte Förderung der Migration sollen westlich orientierte Gesellschaften überfordern und ihren inneren Zusammenhalt zerrütten. Natürlich ist hier kein Mastermind am Werk, aber die Facetten ergänzen sich gleichwohl zu einem stimmigen Bild. Westliche Ordnungen, ob in Osteuropa, Afrika oder dem Nahen Osten, sollen zum Einsturz gebracht werden. Israel ist in diesem geopolitischen Puzzle ein wichtiges Element und als zuverlässigster US-Verbündeter Zielscheibe Nummer eins in der Region. Man muss daher alle drei Kreise zusammendenken. Auch deshalb liegt die Unterstützung Israels heute mehr denn je in westlichem Interesse.

ANZEIGE

I could do that!

NO, YOU CANNOT. BERGOS ART CONSULT. WE'LL EXPLAIN.



HUMAN PRIVATE BANKING BEYOND MONEY

WWW.BERGOS.CH

### Zilla Leutenegger gestaltet die heutige NZZ

Die Schweizer Künstlerin zeichnet für diese Kunstausgabe

phi. Die Kunstfigur Zilla ist omnipräsent in den Zeichnungen, Bildern und Videoarbeiten der Schweizer Künstlerin Zilla Leutenegger. Und heute spaziert diese junge Frau durch die NZZ. Leutenegger, 1968 in Zürich geboren, hat dafür mehrere NZZ-Seiten von August und September dieses Jahres herausgesucht, auf denen sich ihre Zilla-Figuren nun bewegen.

Die von Leutenegger gestalteten Seiten, darunter die Titelseite, sind lose über die heutige NZZ-Kunstausgabe verteilt. Unter den Farben der in Zusammenarbeit mit dem Zürcher Drucker Thomi Wolfensberger entstandenen Monotypen scheinen die Zeitungartikel durch. Derweil steht

Zilla breitbeinig im Jupe da oder flaniert schlaksig in Hosens und Pumps oder Flip-Flops über die Seiten. Einmal lehnt sie sich auch am Seitenrand an. Manchmal wirft sie einen Schlag Schatten auf das Papier, das ihr als weisses Buchstabenfeld dient.

Die NZZ erschliesst man sich eigentlich lesend, Zilla aber tut es spazierend. Die Arbeit an der Sprache sei Arbeit am Gedanken, heisst es beim Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt. Schreiben ist Denken. Für Zilla Leutenegger ist Denken aber vor allem auch Zeichnen. Und im Skizzenhaften ihrer Figuren spiegeln sich die Beweglichkeit und die Freiheit der Gedanken.

Literatur und Kunst, Seite 44, 45

### «Wir brauchen eine Kurtaxe für Zuwanderer»

Der Ökonom Reiner Eichenberger erklärt im Interview seine Idee

bern. Neuzuwanderer sollen in der Schweiz künftig eine jährliche Abgabe entrichten müssen. Diese Forderung, die in bürgerlichen Kreisen zunehmend auf Sympathie stösst, stellt der Ökonom Reiner Eichenberger. «Wir brauchen einen Aufenthaltspreis», sagt Eichenberger im Gespräch mit der NZZ. Denn wer in die Schweiz einwandere, habe einen enormen Wohlstandsgewinn. Gleichzeitig profitiere er von den Vorleistungen, welche die einheimische Bevölkerung finanziert habe, und er verursache Kosten zulasten der Allgemeinheit. Eichenberger empfiehlt die Einführung von Tagespauschalen, wie bei einer Kurtaxe.

Schweiz, Seite 15

WOCHENENDE

### Schüsse ins Herz von Israel

Wie der Schrecken über die Idylle eines Kibbuz hereinbrach: Protokoll eines unfassbaren Gewaltausbruchs im Nahen Osten.

Seite 50–53



René Biederer/Beimig

# Japans Regierung versucht, verheiratete Frauen für den Arbeitsmarkt zu gewinnen

Der Mangel an Arbeitskräften verschärft sich – auch weil das Land bei der Gleichstellung weltweit hinterherhinkt

SONJA BRÄSCHKE: TOKIO

Die japanische Verlagsangestellte Sayaka Otsuka war Mitte dreissig, als sie zum ersten Mal schwanger wurde. Es ging ihr schlecht und im Büro war die Hitze los. Bald verlor sie das Kind. Die zweite Schwangerschaft ein halbes Jahr später lief nicht besser. Der Arzt schrieb sie krank und riet ihr dringend, sich eine Wollnase zu schnüren. Nach einer Woche besuchte ihr Chef sie zu Hause. Ihre Abwesenheit sorgte für Probleme, sagte er. Kind und Karriere gleich bedes zu wollen, sei gering. Otsuka ging wieder arbeiten. Sie verlor das Ungeborene erneut. Da kündigte sie.

Seither ist ein Jahrzehnt vergangen. Otsukas Geschichte erschütterte damals die Öffentlichkeit, gerade weil sich so viele arbeitende Frauen darin wiederkannten. Unter Festangestellten war laut Umfragen des japanischen Gewerkschaftsverbandes Rengo jede fünfte (werdende) Mutter von Diskriminierung betroffen, unter Zeitarbeitskräften jede vierte. Auch heute ist Japan nicht gerade als Land der Gleichstellung bekannt. Im Gender-Gap-Ranking des Weltwirtschaftsforums vom Juni fiel Japan um neun Plätze auf Rang 125 von 146 Ländern – ein Negativrekord und der niedrigste Rang in der Region Asien-Pazifik. Während Japan beim Zugang zum Gesundheitswesen und in der Bildung gut abscheidet, schubst die grosse Gehaltslücke Japan in der Wirtschaft auf Platz 123.

## Wenig Chefinnen

Ministerpräsident Fumio Kishida sucht gegenzusteuern: Seit 2019 müssen zum Beispiel Firmen mit 300 Angestellten geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Bezahlung offenlegen. Im April erklärte der 30 Prozent der Führungspositionen in Unternehmen bis 2025 besetzen zu wollen. Das ist ein Ziel, das der langjährige Regierungschef Abe allerdings schon 2012 festzulegen wollte. Doch trotz der «womenomics», der Förderung immerhin nicht nur von Frauen, sondern auch von Kindern, kam Japan in den vergangenen Jahren nur um die Hälfte. Abes Nachfolger Shinzo Abe verschoob die Zielvorgabe. Suga verschoob die Zielvorgabe. Im Juli verlor er das Innenministerium und wurde durch den demokratischen Staatsbürger Masahito



Die japanische Regierung will mehr Frauen an den Arbeitsplatz holen. Doch dafür sind schwierige Bedingungen notwendig.

noch 122,4 Millionen aus, über eine halbe Million weniger als im Vorjahr. Besserung ist nicht in Sicht: Seit Jahren sinkt die Geburtenrate. Laut Prognosen werden im Jahr 2070 nur noch 87 Millionen Menschen in Japan leben. Der Anstieg durch mehr Einwanderung kommt für die Inselnation nur innerhalb strikter Grenzen infrage – ausgewählte Branchen, beschränkte Aufenthaltsdauer, strikte Prüfungen. Lieber 30 Prozent der Führungspositionen in Unternehmen bis 2025 besetzen zu wollen. Das ist ein Ziel, das der langjährige Regierungschef Abe allerdings schon 2012 festzulegen wollte. Doch trotz der «womenomics», der Förderung immerhin nicht nur von Frauen, sondern auch von Kindern, kam Japan in den vergangenen Jahren nur um die Hälfte. Abes Nachfolger Shinzo Abe verschoob die Zielvorgabe. Suga verschoob die Zielvorgabe. Im Juli verlor er das Innenministerium und wurde durch den demokratischen Staatsbürger Masahito

Überstunden, weniger durch die Nächte mit Kunden und Kollegen keine Gefahr, alle paar Jahre an anderen Standort versetzt. Die Nachteile zeigen sich in der Gehaltszettel: Japanerinnen laut der Beratungsfirma Deloitte die Bilanzen von 2019 bis 2022 der Aufsicht für die Gleichstellung im Juli analysiert hat, schnitt nur rund 67 Prozent der Männer.

## Väter an Auszeit interessiert

Etwas hat sich zumindest bei den Vätern geändert. Über die Diskriminierung von Müttern am Arbeitsplatz ist kein Tabu mehr. In Japan ist es sich sehr allein. Otsuka kabe im Gespräch mit der Aufsicht «mata hodo» (Baldmutter) hat sich den japanischen Spracherwerb im Jahr 2014 gründete Otsuka die Hilfsorganisation Mataka Net. Sie erhielt sie dafür als einzigen weiblichen Leiterinnen aus einem Nichtentwicklungsland den «International Women of Courage Award» von amerikanischen Ausen-

ministerium. Dieser Druck von aussen half: Zwei Jahre später erliess Japan ein Antidiskriminierungsgesetz.

Die neue Chef-in von Mataka Net, Naoko Iwasaki, schreibt, dass die Hilfsangebote seither zurückgegangen seien. Generell sei das Bewusstsein bei Firmen, dass sie gegen das Gesetz verstossen würden, gestiegen – ebenso die Angst vor einem Shitstorm in sozialen Netzwerken. Und angesichts des Arbeitskräftemangels erkennen immer mehr Unternehmen, dass sie sich schlechte Publicity nicht leisten können. Mitte der achtziger Jahre lautete ein populärer Spruch: «Ein guter Ehemann ist gesund und nicht zu Hause.» Daran hat sich bis heute wenig geändert – ausser, dass sich weniger Familien nach drei Kindern Deflation erlauben können. Eine Frau wie zur Zeit des Wirtschaftswunders «senryō shufu» (Baldmutter) ist. Auch das japanische Ideal der sich aufopfernden Mutter, die vor allem in den ersten drei Lebensjahren das Kind prägt und später (beruflich) zurückstecken muss, hat sich nicht geändert. Viele Frauen fühlen sich zwischen Kind und Beruf, Arbeit und Pflege alter-

ni. «Lernen, ein besseres Leben zu führen, der Familienmitglieder, sagt Otsuka. Und die wenigsten Ehemänner sind so engagiert wie ihr Partner, der bei einer Consultingfirma arbeitet. Während sie das Kochen übernimmt, macht er die Wäsche und den Abwasch. Auch hier besteht für Japan noch Potenzial, die Weichen zu stellen. Denn neben der Höhe des Haushaltseinkommens spielt die Unterstützung durch den Ehepartner bei der Entscheidung für oder gegen Kinder und für oder gegen Karriere eine wichtige Rolle. Ein Umdenken findet bereits statt. So ist es für japanische Männer einfacher geworden, Erziehungsverantwortung zu übernehmen. Würde noch vor wenigen Jahren jeder Mann beibehalten, der eine Woche freinahm, geht nun der Trend zu einem Monat und länger. Laut neuesten Daten nahmen Jüngst 19 Prozent der Mütter nach der Geburt eine Auszeit – allerdings wird schon mitgeteilt, wie auch nur einem einzigen Tag für sein Neugeborenes freinimmt.

## «Was soll das mit den Kindern?»

Dass Japan angesichts der sichtbaren Fortschritte im Gender-Gap-Report so abgestürzt ist, liegt auch daran, dass sich die Lage in anderen Ländern viel schneller verbessert hat. Gerade in der japanischen Politik besteht für Frauen noch viel Luft nach oben: Mit Rang 138 zählt Japan weltweit zu den Schlusslichtern. Nur jede zehnte Person in Parlamenten ist weiblich. Ministerinnen gibt es noch weniger. Ein Foto vom G-7-Ministertreffen zum Thema Gender im Juni brachte Japan Spott ein – als einziges G-7-Land hatte es einen Mann in das Amt berufen. Otsuka, die inzwischen selbst in die Politik eingestiegen ist, kann davon ein Lied singen: «Japans grösstes Problem sind die vielen alten Männer überall, die an ihren Posten festkleben», sagt sie. Symptomatisch für den Mangel an Verständnis gegenüber Frauen und Müttern in der Politik war die Reaktion auf Otsukas Wahlplakat, mit dem sie sich 2019 erstmals für ein politisches Amt bewarb. «Was soll das mit den Kindern?», sei sie gefragt worden. Ihr Plakat zeigte zwei kleine Kinder, die sie umarmten. Es waren ihre eigenen, damals unter einem und zwei Jahre alt. Die heute 46-Jährige sitzt seit dem Frühjahr im Bezirksparlament von Aoba in der Millionenstadt Yokohama. Dort ist sie die einzige «Mama-Abgeordnete». Sie hofft nun, durch ihre politische Arbeit trotz zwei kleinen Kindern für andere Frauen als Vorbild zu wirken.

NZZ PRO Global

## Unser Blick voraus auf Weltwirtschaft und Geopolitik.

Zeitenwende und verschärfter Systemwettbewerb: «NZZ PRO Global» bietet Ihnen vertiefte Analysen und umfassende Informationen zu den geopolitischen und weltwirtschaftlichen Entwicklungen.

Lernen Sie uns kennen: [nzz.ch/pro-global](https://www.nzz.ch/pro-global)

Ape

Neue Zürcher Zeitung

# «Wir fliegen zum Mond – und dann zum Mars»

Die wundersame Geschichte der Afonauten – in den 1960er Jahren hegte ein Lehrer aus Sambia Weltraumpläne



Lange war Nkolosos Mondfahrprojekt einfach als Spinnerie abgetan. Heute sieht man es differenzierter.

FABIAN VRECH  
Frühjahr 1964. Es ist Kalter Krieg, eine Welt mit zwei Polen. Der Wettlauf ins All tritt in seine heisse Phase. Nach dem Sputnik-Schock haben die Amerikaner aufgehört. Noch aber scheinen die Sowjets eine Nase länger voranz. Wer ist als Erster auf dem Mond?  
Frühjahr 1964. In Lusaka tritt ein schwarzhäutiger Mann vor die Presse. Er war Soldat und Lehrer, nun hat er andere Pläne. «Wir werden bis Ende dieses Jahres einen Sambiaer auf den Mond schicken», sagt Edward Makoju Nkoloso. Dann flüchtet er: «Manche unserer Ideen sind jenseit der Amerikaner und der Russen um Jahre voraus.»  
Von Sambia auf den Mond? Ist das ernst gemeint? Ein britischer Reporter besucht Nkoloso wenig später auf dem Gelände von dessen «Space Academy», einer Farm, die er heute den Hauptstadt Lusaka zu tritt auf. «Die Astronauten werden in Offshoots einer High School in Lusaka ausgebildet. Geben Sie mir einen Monat. Können Sie mir sagen, ob Sie mir helfen können?», fragt der Reporter. «Gleich hier!»

sagt Nkoloso und zeigt auf den kaum zwei Meter grossen Zylinder hinter ihm. «Ich werde sie von Lusaka aus abfeuern, und sie wird direkt zum Mond fliegen.»  
Am Ende des kurzen Fernsehberichts folgt die Einschätzung des angehenden Reporters: «Für die meisten Sambier sind das hier ein Haufen Spinner», sagt der Mann lakonisch. «Nach dem, was ich heute gesehen habe, bin ich geneigt, dem zuzustimmen.»  
**Vier Ärzte und kein Ingenieur**  
Nkoloso – ein Spinner. Mit diesem Urteil ist der britische Journalist nicht allein. Das Vorhaben des Sambiers wird in Büchern und TV-Beiträgen bis heute als Hirngespinnst eines Verrückten beschrieben. Tatsächlich legt manches dies nahe. Da ist zum einen die damalige Situation in Sambia. Als Nkoloso erstmals von seiner «Space Academy» und der Mondrakete sprach, ist sein Land noch eine britische Kolonie und heisst Neuhohndesien. Zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit, die im Oktober 1964 vollzogen wird, besitzen weniger als hundert Sambier einen Hochschulabschluss. Vier Ärzte gibt es

im gesamten Land – und keinen einzigen Ingenieur.  
Da ist aber auch Nkoloso selbst. Der Zweifelm an Projekt ist. Der 45-Jährige scheint in vielerlei Hinsicht das Gegenteil eines seriösen Weltraum-Aspiranten. Die Idee, auf den Mond zu fliegen, sei ihm gekommen, als man ihm während eines Fluges verboten habe, aussteigen und auf den Welken zu gehen, sagt er einmal. Auch behauptet er, nach dem Mond gleich den Mars anzusteuern – und zwar mit «einer Astronautin, zwei Katzen und einem christlichen Missionar».  
Selbst in Sambia nimmt zu jener Zeit kaum jemand den schwächlichen Mann mit den grossen Plänen ernst. Dem Anliegen, seine Mondrakete am Tag der Unabhängigkeit im Nationalstadion abzufeuern, wird nicht stattgegeben. Auch Nkolosos Finanzierungsgesuche bei der Regierung und bei der Unesco bleiben unerwidert. Wenig später wird die sambische Space Academy eingestiftet.  
Doch die Geschichte der Afonauten ist nicht so simpel, wie sie erscheinen mag. Bis das aber klar wurde, vergingen Jahrzehnte. Noch 1989, als Nkoloso starb, galt sein Weltraumvorhaben als

kuriose Episode in der Biografie eines rätselhaften Mannes. Erst in den vergangenen zehn Jahren änderte sich der Blick auf das, was in der Zambian Space Academy vor sechzig Jahren geschehen war.  
Einer, der sich stark um eine Revision des Spinner-Narrativs bemühte, ist William Miko. Der sambische Maler und Universitätsdozent kuratierte vergangenes Jahr eine Ausstellung über Nkoloso im sambischen Nationalmuseum. Er bezeichnet ihn als «Künstler» und sagt: «Künstler kommen aus der Zukunft, nicht aus der Vergangenheit.»  
Darin sieht er auch den Grund, weshalb Nkolosos Vorhaben damals missverstanden wurde. «Er war seiner Zeit voraus», sagt Miko am Telefon, «und er war ein Intellektueller. Das wurde meist missverstanden.» Natürlich habe Nkoloso gewusst, dass die Vorbereitungen für seine Weltraummission rudimentär waren. «Aber es ging ihm auch darum, zu zeigen, dass die Sambier den Weissen keinesfalls unterlegen sind – und dass auch sie zum Mond fliegen könnten.»  
Auch die sambisch-amerikanische Schriftstellerin Namwali Serpell wies vor einigen Jahren darauf hin, dass Nkolosos Afonauten-Geschichte eine zweite, lange übersene Ebene hat. Nach eingehender Archivrecherche in Lusaka und Gesprächen mit vielen einstigen Wegbegleitern kam sie zum Schluss: Nkolosos Afonauten waren wohl vor allem eine Kritik an der Kolonialherrschaft, eine Art subversive Satire. «Das ist eine Guerilla-Kampagne und eine Propaganda-Kampagne», lässt sie Nkoloso in ihrem Roman «The Old Drift» sagen. «Das ist Cha-Cha-Cha! Wir lassen den weissen Mann zu unserer Musik tanzen!»  
**Nkoloso, der Freiheitskämpfer**  
Eindeutige Belege für Serpells These gibt es nicht, handfeste Hinweise jedoch schon. Zum Beispiel in Nkolosos Biografie: Der Afonauten-Erfinder war zeit seines Lebens ein antikononialer Aktivist. Bereits in den 1950er Jahren wurde Nkoloso zu einer wichtigen Figur der sambischen Unabhängigkeitsbewegung. Wegen Anstachelung zu zivilen Ungehorsam wurde er mehrfach verhaftet. Nach der Unabhängigkeit ernannte ihn Kenneth Kaunda, der erste Präsident Sambias, zum Leiter eines Instituts in Lusaka, das Freiheitskämpfer in anderen afrikanischen Staaten unterstützte.  
Darüber hinaus lassen sich manche Ausführungen Nkolosos zu seinem Weltraumvorhaben fast zwangsläufig wie eine Kolonialkritik. «Wir haben den Mars von

unserem Hauptquartier aus mit Teleskopen untersucht und sind sicher, dass er von primitiven Ureinwohnern bevölkert ist», schrieb er einmal. Den Missionen, den er angeblich zum Mars schicken wollte, habe er während darauf hingewiesen, «dass er den Menschen dort das Christentum nicht aufzwingen darf, wenn sie es nicht wollen.» Und über die angeblichen russischen und amerikanischen Agenten, die ihn spionieren sollten, hielt er fest: «Wenn ich meine Führungsrolle in der Raumfahrt behalten soll, müssen sie ohne Gerichtsverfahren inhaftiert werden.»  
**Vorreiter des Afrofuturismus**  
Was Nkoloso mit den Afonauten tatsächlich beabsichtigte, lässt sich wohl nie abschliessend beantworten. Für Namwali Serpell aber ist das gar nicht die wichtigste Frage. Wichtiger sei vielmehr, wieso sich lange kaum jemand habe vorstellen können; dass Nkolosos Vorhaben mehr sein könnte als eine verrückte Idee. Oder anders gesagt: Wieso hat die westliche Welt in dem Afrikaner jahrzehntlang nichts anderes sehen können als einen Spinner, der sich erfrechte, zu behaupten, mit den Supermächten zu konkurrieren? Was sagt das aus über unser Afrikabild – und über uns?  
Heute gilt Nkoloso in manchen Kreisen als Visionär und als früher Vertreter des sogenannten Afrofuturismus. Diese Kunst- und Denkströmung hat den Anspruch, das oft zweifelhafte, mitunter fatalistische (Selbst-)Bild Afrikas zu ersetzen durch ein neues, selbstbewusstes, zukunftsgerichtetes Selbstverständnis des Kontinents.  
Besonders für Künstlerinnen und Künstler waren Nkolosos Afonauten in den vergangenen Jahren eine Inspirationsquelle. Dazu gehören nicht nur einheimische Kunstschaffende wie Miko und Serpell, sondern etwa auch dieghanische Filmemacherin Nuotama Bodo, die mexikanische Fotografin Cristina de Middel und der deutsche Choreograf Christoph Winkler.  
Nkolosos Traum vom Weltraum lebt also weiter. In der Kunst, aber auch als Denkanstoss und Inspiration für ein neues Afrikabild. Den Afonauten-Gründer selbst hätte dies wahrscheinlich gefreut. «Ich habe das Projekt noch nicht aufgegeben», sagte Nkoloso 1989 in einem seiner letzten Interviews auf die Frage, wie es um seine Raumfahrt pläne stehe. «Ich habe immer noch das Gefühl, dass sich der Mensch eines Tages frei von einem Planeten zum anderen bewegen wird.»

## Indonesien bahnt sich eine neue Dynastie an

Die jüngere Generation von Präsidenten Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung

Indonesien steht sich das Gericht, das im vergangenen Jahr im Präsidentschaftswahlkampf die Wahlurnen für die Kandidaten Joko Widodo und Prabowo Subianto geöffnet hat, die Wahlurnen für die Kandidaten Gibran und Prabowo Subianto geöffnet hat. Gibran wurde von der Popularität Jokowis profitieren. Es wäre eine Kehrtwende um 180 Grad, denn Prabowo wurde im Jahr 2014 und 2019 gegen Jokowi angetreten und verlor in schmerzlichen Wahlkämpfen. 2024 soll dem 71-jährigen nun ausgerechnet die Familie Widodo den Weg in den Präsidentenpalast ebnen.  
Prabowo wurde in grossen Fussstapfen gegangen, denn Jokowi ist nach neun Jahren im Amt noch immer populärer. Gibran und Prabowo sprachen sich im vergangenen Jahr über die Bildung einer Koalition, die die Präsidentschaftswahl 2024 gewinnen könnte. Gibran ist ein 33-jähriger Unternehmer, der sich als «Mittelklasse» bezeichnet. Er ist der Sohn von Jokowi und hat sich in der Politik als «Mittelklasse» etabliert. Gibran ist ein 33-jähriger Unternehmer, der sich als «Mittelklasse» bezeichnet. Er ist der Sohn von Jokowi und hat sich in der Politik als «Mittelklasse» etabliert.

wurde. Seine Mutter gebar die drei jüngeren Schwestern in der eigenen Wohnung. Die Familie hatte kein Geld für das Spital. Jokowis Vater handelte mit Holzern. Die Mutter kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder. Die Familie sei trotz der schwierigen Umständen glücklich gewesen, auch wenn die Eltern die Sorge umgetrieben habe, kein Geld für Medikamente für Spitalbesuche zu haben und die Kinder nicht auf die Schule schicken zu können, erinnerte sich Jokowi einmal. Bildung war Jokowis Eltern wichtig. Die Kinder sollten es eines Tages besser haben. Sein Vater drängte seinen Sohn zur Schule zu gehen. Er sollte lernen, Flug zu sein. 1985 beendete er sein Studium der Forstwirtschaft. Anschließend arbeitete er für drei Jahre in einem Unternehmen, bevor er 1988 seine eigene Möbelwerkstatt gründete.  
Als eigener Kraft aufgestiegen ist Jokowi ein erfolgreicher Geschäftsmann, dem auch die Expansion ins Ausland gelang. Aus dieser Zeit stammt sein Unternehmen für Holzwaren, das heute in ganz Indonesien beliebt ist. Joki und

bat, ihn Jokowi nennen zu dürfen. 2005 entschied sich Jokowi, in die Politik zu gehen. Im August 2006 wurde er Bürgermeister von Surakarta; sechs Jahre später wurde er zum Gouverneur von Jakarta gewählt, um 2014 der siebte Präsident Indonesiens zu werden. Er ist das erste Staatsoberhaupt des südostasiatischen Landes seit dem Sturz von Diktator Suharto 1998, das aus eigener Kraft aufgestiegen ist und nicht den traditionellen militärischen sowie politischen Eliten entstammt. Jokowi profitierte im Gegensatz zu seinen Vorgängern nicht von Familienbanden.  
Gibran und Kessang, die beiden Söhne von Jokowi, haben es leichter als ihr Vater. Sie kamen in einer wohlhabenden Familie zur Welt und besuchten in Singapur die Schule sowie die Universität. Und man wird ihnen die Popularität Jokowis in der Politik Türen öffnen, die ihrem Vater anfangs noch versperrt waren. Indonesien wird sich im kommenden Jahr zwar schweren Herzens von Jokowi verabschieden. Seine Nachfahren stehen jedoch bereits in den Startlöchern. Und das Verfassungsgericht kann diesen Prozess noch beschleunigen.



NZZ

Kunst

# «Crumpled Newspaper» (2023)



nzz.ch/zillaleutenegger  
+41 44 258 13 83

## Exklusive serielle Unikate von Zilla Leutenegger für die NZZ

«Crumpled Newspaper» (2023)  
Transferdruck auf handgeformtem Porzellan,  
Edition von 50 seriellen Unikaten.  
Masse: ca. 15 x 15 x 15 cm (L x B x H).  
Subskriptionspreis: Fr. 3200.-,  
danach Fr. 3500.-

Bestellungen finden in der Reihenfolge ihres Eingangs Berücksichtigung.  
Voraussichtlicher Liefertermin: 6. November 2023.

Die Porzellanobjekte sind in Handarbeit von der Künstlerin geformt worden und stellen zerknitterte, in die Ecke geworfene Zeitungsknäuel dar. Auf jedem der Objekte wird ein anderes Detail der Tageszeitung preisgegeben, wobei gewisse Stellen sichtbar sind und andere sich in der individuellen und zufällig entstandenen Faltung verstecken. Zu entdecken ist die Frau, die in der dazugehörigen Kunstaussgabe der NZZ durch die Zeitung spaziert, innehält, auf die News reagiert – formal, farblich, in der Bewegung oder auch im Beiseitelassen.

Zilla Leutenegger ist für ihren charakteristischen Zeichenstil bekannt, der klare, kräftige Striche und starke Farbakzente umfasst. In den letzten fünf Jahren hat sie verstärkt an grosformatigen Monotypien auf Zeitungspapier, Büttenspapier oder Spiegelflächen gearbeitet. Getrocknete Spuren von Ölmalerei erzählen von der Entstehung der Zeichnung und werden oft ins Bild integriert. Die Künstlerin arbeitet regelmässig gleichzeitig in verschiedenen Medien. Daher können die Arbeiten auf Papier, Videoinstallationen oder Keramik oft als einzelne Szenen oder Kapitel eines grösseren Ganzen interpretiert werden. Leutenegger zelebriert einzelne Momente des Alltagslebens, die eine unerwartete Poesie entwickeln und durch die Unmittelbarkeit und Spontaneität in jeder gezeichneten Linie Ausdruck finden.



Freitag, 15. September 2023

Neue Zürcher Zeitung

# Es kommt zum bürgerlichen Dreikampf

In der zweiten NZZ-Umfrage zu den Ständeratswahlen holt die FDP-Frau Regine Sauter den ersten Platz – SP-Jositsch bleibt unschlagbar

PHOTO: SEIBLER, DANIEL FRITZSCHE

Der Zürcher Ständeratswahlkampf bleibt spannend. Die zweite repräsentative Umfrage von Opinion plus im Auftrag der NZZ zeigt, dass gerade im bürgerlichen Kandidatenfeld noch überhaupt keine Entscheidung ist. Auch bei den Nationalratsparlamenten gab es neue Erkenntnisse. Die wichtigsten Resultate in 7 Punkten.

**Daniel Jositsch auf eigener Fährten**  
Nach wie vor ganz entspannt in die Wahl vom 22. Oktober ziehen kann bisheriger SP-Vertreter Daniel Jositsch. Knapp die Hälfte der befragten Stimmberechtigten gibt an, ihn aufzusuchen. Er liegt damit wie schon in der ersten Umfrage von Juli mit deutlichem Abstand an der Spitze des Feldes. Bleibt es so, dürfte er schon im ersten Wahlgang bestätigt werden. Jositsch ist auch mit Abstand die bekannteste Person im Kandidatenfeld – fast zwei Drittel der Befragten geben an, vor ihm gehen zu haben. Dies dürfte nicht nur mit dem Ständeratswahlkampf zu tun haben, sondern auch mit seiner Bundesratskandidatur. Jositsch bewirbt sich öffentlichkeitswirksam um die Nachfolge von Alain Berset. Diese doppelte Ambition für Ständerat und Bundesrat scheinen ihm die Zürcher Wähler nicht überdrüssig – im Gegenteil.

**Drei Bürgerliche fast gleichauf**  
Hinter Jositsch kommt es laut Umfrage zu einem spannenden Dreikampf. Die drei bürgerlichen Kandidaturen von Gregor Rutz (SVP, 31%), Regine Sauter (FDP, 29%) und Philipp Kutter (GLP, 28%) liegen praktisch gleichauf. Sie sind Stand jetzt die aussichtsreichsten Kandidaturen für den Sitz des obersten Zürcher Ständerats. Rückwärts hat die FDP-Verehrerin Regine Sauter die Nase vorn. In der ersten Umfrage, aber nicht unbedingt in der FDP-Nationalratswahl, die im kommenden Jahr noch auf dem vierten Platz liegt. In dieser Sprung nach vorne und hat nun den Mitte-Nationalist Kutter überholt. Mit einer Standardabweichung von 1,3 Prozentpunkten darf man diese Rangierung aber nicht auf die Goldwaage legen.

Falls Jositsch die Wiederwahl am 22. Oktober auf Anhieb schafft, dürfte das Feilschen unter gleichberechtigten gehen. Wer bleibt sich zugunsten schaffende Platzierungen. Die Grünen (17%) und die Linke (14%) sind im Kandidatenfeld bei den letzten Umfragen.

**Kutter, Sauter und Rutz**  
stehen im ersten Wahlgang. Philipp Kutter als ungesprächigste Partei; bei den letzten Umfragen.

Die Unterstützung für die Kandidaturen ist ziemlich divers



Mitte- und Grünen-Ultra-Fehlensfrage 1,3 Prozentpunkte

**Daniel Jositsch ist auch in der zweiten Umfrage vorne**  
Wähler sind sich einig, dass Ständeratswahlen sind, welchen zwei Personen würden Sie Ihre Stimme geben? Daniel Jositsch, welche die Person genannt haben, in Prozent



Falls Daniel Jositsch die Wiederwahl am 22. Oktober auf Anhieb schafft, dürfte das Feilschen unter den Bürgerlichen stehen.



Daniel Jositsch (SP), Gregor Rutz (SVP), Regine Sauter (FDP), Philipp Kutter (GLP)

rade einmal 4,4 Prozent der Stimmen. In der Vergangenheit deuten die Ständeratskandidaturen der Partei in Zürich einzig der Profilierung für die Nationalratswahlen. Doch nun hat der Nationalrat Kutter plötzlich reelle Chancen auf den Einzug in die kleine Kammer – ein Szenario, mit dem die Konkurrenz in frühen Plausibilitäts nicht gerechnet hat. Auf rechter Seite sollte sich das nun rasch ändern, wenn man verhindern möchte, dass eine linke Kandidatur in einem zweiten Wahlgang obliegt, weil sich die Bürgerlichen gegenseitig Stimmen wegnehmen.

Kutter, der auch Stadtpräsident von Widenswil ist, hat Anfang Jahr nach einem schweren Sturzschluck schwerwiegend grosse Bekanntheit erlangt und Mitleid erlangen. Er muss seinen Wahlkampf aus dem Rollstuhl bestreiten. Kutter weist in der Umfrage unter den sechs aussichtsreichsten Kandidaturen am meisten Wähler mit eher oder sehr unsicherer Wahlabsicht aus (22%). Er bleibt dadurch die grosse Unbekannte für den 22. Oktober.

**Grüne und GLP kommen kaum vorwärts**  
Momentan recht weit zurück liegen die Nationalrätin und GLP-Fraktionistin Tiana Moser (22%) und der grüne Zürcher Stadtrat Daniel Leupi (17%). Der Zug in den Ständerat ist für sie aber nicht ganz abgefahren. In einem zweiten Wahlgang ist vieles möglich. Leupi wie Moser sind bereits daran, sich im linken Lager, und da nicht zuletzt bei der SP, Unterstützung

**Die Grünen sind mit Umfragen ein**  
Wähler sind sich einig, dass Ständeratswahlen sind, welchen zwei Personen würden Sie Ihre Stimme geben? Daniel Jositsch, welche die Person genannt haben, in Prozent



zu sichern. So hat sich etwa die frühere Zürcher SP-Regierungsrätin Regine Aeppli für Moser ausgesprochen. Im Komitee von Daniel Leupi sitzt die SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr.

**Herkunft der Stimmen**  
Die Umfrage von Opinion plus hat auch untersucht, aus welchen Lagern die Kandidaten ihre Unterstützung erhalten. Jositsch wird besonders breit getragen, der nicht als sonderlich links geltende SVP erhält sogar aus der SVP fast so viele Stimmen wie aus seiner eigenen Partei. Auch in der FDP und der GLP kommt er gut an. Dieser Support quer über das Parteienspektrum ist der Grund, warum er der charismatischste Kandidat ist – und warum er in früheren Wahlen so gut abschnitt.

Ähnlich breit abgestützt ist die Kandidatur Philipp Kutters. Er erhält etwa 70 Prozent seiner Stimmen von FDP, GLP und SP und immerhin jede zweite Stimme aus der SVP. Bei Gregor Rutz fällt auf, wie stark er von seiner SVP unterstützt wird (zu 51%) sowie von der FDP (28%). Stimmen von links holt er aber praktisch keine. Sauter und Kutter genossen breitere Unterstützung. Bei der FDP und der SVP ist zudem die Partnerschaft etwas ungleich. Die FDP-Wähler unterstützen den SVP-Kandidaten Rutz leicht stärker als die SVP die FDP-Vertreterin Sauter.

**Nationalratswahlen: Verluste für die Grünen**  
Abgefragt wurden auch die Wahlabsichten für den Nationalrat. Hier

zeigt sich für den Kanton Zürich ein ähnliches Bild, wie es andere Umfragen schon auf nationaler Ebene festgehalten haben: Die Grünen werden die grossen Verlierer der Herbstwahlen 2023 sein. Während das letzte SRG-Wahlbarometer von einem schweizerweitigen Minus von 2,5 Prozentpunkten ausging, sind es in der NZZ-Umfrage von Opinion plus für Zürich satte 4,2 Prozentpunkte. Natürlich gibt es auch hier grosse Unsicherheiten.

Von Schwächen der Grünen dürfte die SP profitieren (+3,1 Prozentpunkte). In der Vergangenheit war es oft so, dass die beiden Linksparteien sich je nach Themenfeld Wähler hin- und herschoben hatten. Zur Wahlgewinnung dürfte auch die SVP werden (+2,9 Prozentpunkte).

**Wie verlässlich sind die Zahlen?**  
Die NZZ-Umfrage wurde zwischen dem 30. August und dem 10. September mit einem Online-Panel von Opinion plus durchgeführt. Befragt wurden 1413 Stimmberechtigte, 1110 von ihnen waren Stimmberechtigten. Die maximale Standardabweichung in der Gruppe der Stimmberechtigten liegt bei 3,3 Prozentpunkten.

«Wir müssen uns bewusst sein, dass die Umfrage eine Momentaufnahme ist», sagt Matthias Kappeler, der Geschäftsführer von Opinion plus. «Sie bildet den Stand der Dinge zum frühen September ab. Der Wahlkampf dauert aber noch einige Wochen, und die Parteien und Kandidaten werden versuchen, vor allem die Unentschiedenen auf ihre Seite zu ziehen.» Für wirklich fundamentale Verschiebungen brauchte es aber schon ein Extremereignis. Kappeler erwähnt die Zürcher Regierungsratswahlen von 2011. «Rund vier Wochen vor der Wahl sah es für den CVP-Vertreter Hans Hollenstein gut aus: die Umfrage zeigte ihn als problemlos wiedergewählt. Kurz danach aber sei Fukushima passiert, und viele Stimmberechtigten hätten umgeschwenkt: Hollenstein schied aus, und gewählt wurde der grüne Kandidat Martin Graf.

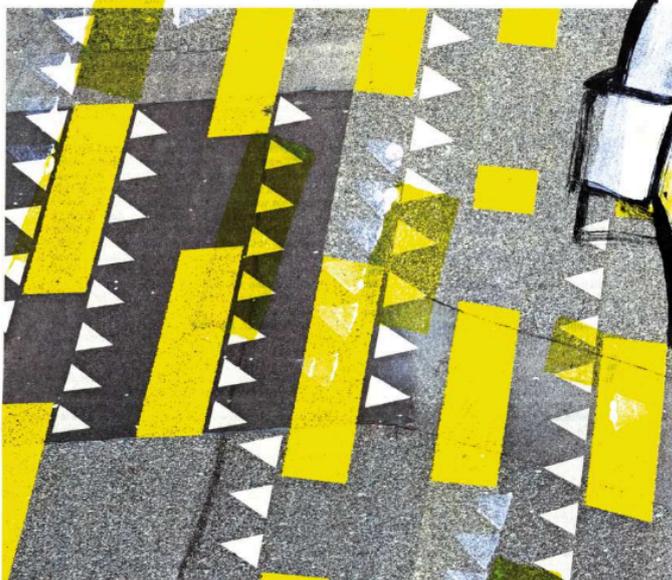
PHOTO: SEIBLER, DANIEL FRITZSCHE

PHOTO: SEIBLER, DANIEL FRITZSCHE

PHOTO: SEIBLER, DANIEL FRITZSCHE

# Fussgänger als Freiwild

Die von den rot-grünen Mehrheiten in den Städten gehätschelten Velofahrer stehen nicht über dem Gesetz. Sie müssen mehr Rücksicht auf Passanten nehmen – nicht nur wenn diese den Radweg überqueren. Von Erich Aschwand



Eigentlich müsste die Stadt Zürich für den Weg vom Bahnhof Enge bis zum Bellevue Eintritt verlangen. Zumindest von Fussgängern. Für Pendler, die den Weg am Morgen zurücklegen, handelt es sich nämlich um einen Abenteuertrip. Die erste Mutprobe stellt an, wenn man den Uferweg entlang dem General-Guisan-Quai erreichen will. Beim Überqueren des Velowegs hat der Fussgänger die Wahl, entweder vom rechts nahenden Hipster-Vater mit zwei Kindern im Cargo-Bike umgefahren oder von der von links kommenden älteren E-Bikerin gestreift zu werden. Freiwillig die Geschwindigkeit reduzieren oder gar anhalten würde keiner der verbissen radelnden Zeitgenossen. Vielmehr wollen diejenigen, die soben den Zebrastreifen illegal überquert haben, den mühsam gewonnenen Vorsprung verteidigen.

Anschließend geht das Hausen und Stochen erst richtig los. Im Kampf um den knappen Raum schenken sich Fussgängerinnen, Fahrradfreaks und die unvermeidlichen E-Scooter-Fahrer keinen Zentimeter. Teilweise wird in Viererkolonnen gefahren, haarsträubende Kreuzungen inklusive. Rücksichtslose Radfahrer bringen sich mit gewagten Manövern in Position, als ginge es um den Endspurt einer Tour-de-France-Etappe. Immer wieder muss sich der wehrlose Spaziergänger mit einem Sprung zur Seite in Sicherheit bringen. Einzelne Radler scheinen sogar Freude an dieser Jagd auf das Freiwild Fussgänger zu haben.

Zum Schluss wartet dann noch das Ultimate Level des Adventure-Games: das erneute Überqueren des Radweges beim Bellevue. Da sie hier unter dem Druck von ungeuldigen Automobilisten stehen sind die Velofahrer noch aggressiver unterwegs. Spätestens jetzt bereut man, dass man bei der Versicherungsgesellschaft, deren Hauptsitz man am Beginn des Fussmarsches passiert hat, keine Lebensversicherung abgeschlossen hat.

Die unliebsamen Begegnungen auf dem frühmorgendlichen Spaziergang gehören zu den ganz

In den letzten Jahren sind die Zweiradfahrer zur kritischen Masse geworden, und sie spielen die neu gewonnene Macht aus.

normalen Konflikten auf dem Strassenraum. Vor allem in den Städten, wo sich die Agglomerationen bilden, sind Fussgänger und Radler rauer über, wie sich die Zahl der Verkehrsteilnehmer entwickelt. Doch eines ist klar: In der Zweiradfahrer zur kritischen Masse geworden.

## Gefühl der Unterlegenheit

Nicht zuletzt die Corona-Pandemie hat dazu geführt, dass immer mehr Personen in den Städten auf dem Fahrrad zurücklegen. Gefördert durch die Motorisierung der Städte. Die E-Bike-Revolution hat es ermöglicht, auch im Alter und mit gesundheitlichen Einschränkungen zu schweissfrei zum Arbeitsplatz zu kommen. Doch kommt eine ganze Armada von neuen Fahrzeugen auf den Strassenraum. Die Masse der Zweiradfahrer wächst ständig grösser und schneller.

Ausserdem spürt die Masse der Zweiradfahrer den politischen Rückenwind und ein gewisses Selbstvertrauen. Immer mehr von rot-grünen Politikerinnen und Politikern, die die Förderung des Fahrradverkehrs zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben erklaren. Die Fahrradfahrer in allen Schattenecken. Immer wieder werden von ihnen Zeugen urbaner Klimapolitik. Die Veloschnellstrassen sowie kostengünstige Parkings und Ladestationen erhalten.

Wer Velo-Aktivistinnen wie die Zürcherin Simone Brander wählt, erwartet eine Gegenleistung. So verspricht sich die Lobbyorganisation Pro Velo von ihr: endlich frischen Wind im Tiefbauamt,

als ob dort nicht schon längst die Zweirad-Apologeten das Sagen hätten. Keir Wunder, glauben Zweirad-Eiferer, sich alles erlauben zu können. Schliesslich kann man am letzten Freitag des Monats ungestraft die Critical Mass den gesamten Verkehr behindern. Die Streikaktionen vermitteln den Radfahrern das Gefühl, auf der richtigen Seite unterwegs zu sein. In der Entwicklung dabei um das Trottoir handelt. Die Schwächere sind die Fussgängerinnen und die Verdrängungsprozess, der seit der Erfindung der Motorräder im Gang ist. Wer auf den eigenen Beinen unterwegs ist, wird von den übrigen Verkehrsteilnehmern zunehmend an den Rand gedrängt. Diese Entwicklung ist längst nicht mehr auf den städtischen Raum beschränkt. Auch auf Wanderwegen, selbst in abgelegenen Gebieten, werden Wanderer von vorbeisirenden Autos mit oder ohne motorisierte Unterstützung eingeschreckt.

Auch in Bergregionen sind die Fussgänger zum Leidwesen der Politik. Angesichts der abnehmenden Bedeutung des Wintertourismus setzen sich die Gemeinden für mehr Investitionen im Gebirge ein. Die Zahl der Konflikte auf den Strassen steigt. Es leben die E-Mountainbiker, finanzkräftiger und weitaus älter als Wanderer!

Die Politik hat dem Fussverkehr eigentlicherweise keine Priorität eingeräumt wurde, hat das aber in den letzten Jahren unterschätzt wird. Die Politik zeigt eine Unterlegenheit gegenüber der Bevölkerung (Bevölkerung und Autos) aufgrund der Mobilität. Die Politik hat dem Fussverkehr keine Priorität eingeräumt wurde, hat das aber in den letzten Jahren unterschätzt wird. Die Politik zeigt eine Unterlegenheit gegenüber der Bevölkerung (Bevölkerung und Autos) aufgrund der Mobilität.

## Einhalten

Die Konflikte auf dem Strassenraum, wie möglich zu minimieren, muss er sich Gedanken in der städtischen Verkehrsplanung. Es geht darum geht, mit Planung und Massnahmen die zur Verfügung stehende Fläche zu nutzen. Die Fussgänger müssen die Fussgängerpriorität geniessen. Sie sind nicht nur ein Glied an der Kette und dürfen nicht nur als Verkehrsmittel betrachtet werden, sondern ihre Anliegen sind zu berücksichtigen. Die Fussgänger sind wir alle.

Ein Schritt hat die Stadt Bern gemacht. Seit Ende 2020 ist dort ein Richtplan für Fusswege in Kraft. Die Stadt Bern hat beschlossen, dass Fusswege sind, attraktiv gestalten und lückenlose und sichere Wege zu schaffen. Nun müssen den Versprechungen Taten folgen.

Ein Rezept, um heikle Situationen zu meistern, ist das Einhalten der gegenseitigen Rücksichtnahme. Längst nicht nur ein Schlagwort, sondern ein Rezept, das die Rolle wechselt. Die Fussgänger werden den Zweiradfahrer werden das gleiche Verhalten zeigen können. Sie haben gegenüber den Fussgänger einen Bringschuld, wie sie die Kultur der gegenseitigen Rücksicht haben.

Die Kultur der gegenseitigen Rücksicht muss erlernt werden. So schwer ist das gar nicht. Es gilt, die geltenden Verkehrsregeln einzuhalten. Die Fussgänger müssen die Regeln nützen den Schwachen. Es darf nicht sein, dass Velofahrer nach Belieben auf dem Trottoir fahren, wenn sie zwischen den sich stauenden Fussgänger nicht so schnell wie gewünscht vorankommen können. Nichts anderes signalisiert ist, ist der Bürgersteig für Fuss gehenden Bürger reserviert. In den städtischen Zonen gilt es Fahrweise und Geschwindigkeit so anzupassen, dass gefährliche Begegnungen vermieden werden.

Die Rücksichtnahme verpflichtet sind aber auch die zu Fuss unterwegs sind. Nicht jeder, der auf dem Strassenraum unterwegs ist, ist automatisch ein ungedulderiger Verkehrsteilnehmer. Immer wieder werden gefährliche Begegnungen von unaufmerksam und unachtsamen Fussgängern verursacht, die sie für unvermeidlich halten. Die meisten Menschen sind weder ausser Acht gelassen noch schliesslich Automobilistinnen, Fahrer\*innen und Motorfahrer oder Fussgänger. Es wäre schön, wenn jeder dem anderen die Rücksicht gewähren würde, die er für sich selbst verlangt.

Zulu 2023

China...  
Schon...  
wäss...  
und...  
trieb...  
bitt...  
trogl...  
schl...  
Aus...  
nich...  
ist...  
zwei...  
nat...  
wo...  
Tas...  
trie...  
ene...  
Ver...  
geht...  
Nor...  
New...  
zu...  
Tech...  
lich...  
duk...  
der...  
Ser...  
We...  
Scr...  
kn...  
dec...  
ver...  
way...  
Noc...  
bid...  
hod...  
Kau...  
Zei...  
wir...  
ger...  
G...  
Sü...  
lis...  
wo...  
sen...  
tot...  
ber...  
brad...  
Bil...  
eine...  
gle...  
deh...  
sie...  
der...  
no...  
Da...  
bes...  
rka...  
im...  
che...  
hig...  
die...  
krat...  
auch...  
und...  
kan...  
ein...  
lehe...  
rüh...  
Qu...  
ken...  
Er...  
In...  
Jah...  
Stru...  
zum...  
daz...  
auch...  
Ste...  
siop...  
log...  
ver...  
ver...  
zer...  
auf...  
stil...  
300...  
Bet...  
S...  
N...  
spe...  
che...  
Sta...  
hab...  
vor...  
tri...  
lie...  
Auf...  
net...  
am...  
ren...  
Joe...  
der...  
em...  
sch...



## «Wir zählen uns schon lange nicht mehr zum Rust Belt»

Ein kurzer Einblick in den Wirtschaftskreislauf der USA zeigt, wie manche Regionen die Krise der Sommermonate überstanden haben. Das Washingtoner Büro erzählt, wie er alle jene Billigverleiher in Braddock und Kalamazoo zum Scheitern brachte.

Wirtschaftskreislauf in der Region Atlatlacoatl - Braddock - Easton



Moniteur d



## «Es gibt immer noch mehr Beamte als Künstler»

Die Debatte, ob zu viele Leute Kunst studieren, befremdet Zilla Leutenegger. Ebenso, dass man ein Werk von ihr neuerdings als anstössig empfindet, sagt die Künstlerin im Gespräch mit Birgit Schmid

Zilla Leutenegger, wie muss eine Wohnung sein, damit Sie sich daheim fühlen? Mir ist wichtig, wie das Licht in die Räume einfällt. Wie man hineingeht und wo man hinausgeht. Oder wie die Wände mit der Decke verbunden sind. Ich finde es schön, wenn Wände, Boden und Decke aus verschiedenen Materialien sind, das wertet einen Raum auf. Hier in meinem Atelier sind sie aus Gips, Stein und Holz. Das gefällt mir.

In Ihren Installationen bauen Sie Stuben oder Schlafzimmer nach: angedeutet durch einen Fauteuil oder ein Kinderbett. Wohnen steht bei Ihnen für ein Lebensgefühl. Können Sie das erläutern? Es ist ein Urbedürfnis des Menschen, sich zu schützen. Er hat sich Höhlen gesucht und später Hütten und dann Häuser gebaut, suchte Schutz vor Wetter, Tieren und anderen Gefahren. Heute bedeutet Wohnen mehr, als bloss ein Dach über dem Kopf zu haben. Der Schriftsteller Georges Perec hat sich in seinem Buch «Träume von Räumen» wunderbar damit auseinandergesetzt: Man füllt die Räume mit Leben aus, trägt in sie hinein, was man draussen erlebt hat, richtet sie mit Geschichten ein.

Braucht es Zeit, um einen Raum zu beleben? Wie ist das bei Ihnen? Ich zog mit meinen Eltern zwölfmal um. Wir mussten uns immer wieder an neuen Orten in neuen Räumen einrichten. So stellte ich mein Zimmer laufend um. Dieses stetige Sich-neu-Erfinden hat mich geprägt – und deshalb sind Räume in meiner Arbeit so wichtig.

Warum wechselte Ihre Familie so oft den Wohnort? Bei meiner Geburt studierte mein Vater Medizin in Zürich. Durch die vielen Assistenzstellen arbeitete er immer wieder in einem anderen Kanton. Meine Kindheit wurde zu einer Tour de Suisse.

War die Zügelung nicht schwierig als Kind? Ich bin ein neugieriger Mensch, deshalb konnte ich neuen Orten immer etwas abgewinnen. Und beim Einrichten gewann ich Sicherheit. Weitaus schwieriger war der soziale Aspekt: jedes Mal neue Freunde zu finden, mich an eine neue Schule zu gewöhnen.

Hat Sie das gelehrt, sich mit sich selber zu beschäftigen? Sind Sie gerne allein? Ich liebe es, allein mit mir und meinen Gedanken zu sein. Das ist auch die Art, wie ich arbeite. Nicht gerne allein bin ich auf Reisen, in Hotelzimmern. Da bekomme ich eine Ahnung davon, was Einsamkeit bedeuten könnte.

«Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr», schreibt Rilke. «Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben.» Was bedeutet Ihnen der Herbst? In Graubünden, wo ich herkomme, leuchten im Herbst die Lärchen gelb und goldig. Ich mag diese Jahreszeit am liebsten. Das Licht ist von einer Schönheit, es bricht mir jeweils fast das Herz.

Das Vergehen der Zeit tut weh, aber Sie erkennen auch eine Schönheit darin?

Ich habe nicht gern, wenn die Sonne senkrecht steht und der Schatten unter den Möbeln liegt wie im Sommer. Die jetzt länger werdenden Schatten sagen viel über unser Dasein aus. Alles ist gerade im Herbst, als wollten die Tage nie aufhören. Sie zehren vom Licht, bis der Schatten alles einnimmt und die Dunkelheit kommt und die Schwere. Den Winter habe ich nicht gern. Die Schönheit des Herbstes aber nimmt mir den Atem. Er weckt in mir eine solche Sehnsucht.

Sind auch Kindheits Erinnerungen damit verbunden? Wir spazierten früher durch die Buchenwälder rund um Maienfeld und sammelten Buchennüsse. Ich habe den Geruch des Herbstes von damals noch in der Nase.

Für Schatten braucht es Licht. Sie inszenieren beides, indem Sie etwa den Mond in ein Schlafzimmer scheinen lassen, wo er die Wände mit Schatten belebt. Dabei hilft mir ein Videoprojektor. Er ist etwas unterfordert, weil er nichts anderes machen muss als Licht. Mit ihm könnte ich Filme zeigen, er darf bei mir aber gerade einmal das Standbild eines Lichtkegels einer Lampe projizieren. Mir tut er immer etwas leid, da er zu kurz kommt bei den Fähigkeiten, die er eigentlich hat.

Sie wuchsen mit Katzen und Hunden auf. Katzen seien die sichtbare Seele des Zuhauses, hat Jean Cocteau gesagt. Haben Sie deren Präsenz auch so erlebt? Ja. Dabei mochte ich, wie sich Hunde und Katzen in ihrer Andersheit begegnen, wenn sie zusammen aufwachen. Trotz ihrer Andersartigkeit akzeptieren und respektieren sie sich gegenseitig. Bei uns waren sie immer miteinander befreundet. Wenn wir mit dem Hund spazieren gingen, kam die Katze nach.

Haben Sie Haustiere? Wir haben General Guisan, eine Burmakatze und ein wirklich feiner Kerl. Die Rasse gilt als Hund unter den Katzen. General Guisan knurrt, wenn uns jemand besucht. Also habe ich nun doch wieder beides: einen Hund und eine Katze in einem.

Sie haben Ihren Kater nach dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkriegs genannt? Der Name stammt nicht von mir, den gab ihm die Züchterin. Im Alltag rufen wir ihn der Einfachheit halber Gigi.

Im Film «Zilla» von Iwan Schumacher erfährt man, dass Sie sich als Kind gerne mit dem damaligen Familienhund unter eine Treppe verzo-gen. Was taten Sie dort?

Er hiess Joker, ein Bobtail, der sich vor Gewitter fürchtete und auch sonst sehr ängstlich war. Der Ort unter der Treppe war für ihn ein sicherer Platz. Dort tröstete ich ihn, redete ihm gut zu, wenn es blitze und donnerte, hörte mit dem Ste-thoskop sein Herz ab. Ich erfand eine Hundesprache, mit der ich mit ihm kommunizierte. Ich war überzeugt, dass er mich versteht.



Möbelhäuser seien für sie traurige Orte, sagt Zilla Leutenegger.

MAURICE HAAS FOR NZZ

«Der Herbst ist meine liebste Jahreszeit. Das Licht ist von einer Schönheit, es bricht mir jeweils fast das Herz.»

Damals waren Treppen ein Zufluchtsort, heute tauchen sie in Ihrer Kunst auf. Es war eine geschwungene, eine Art Treppe wie bei Harry Potter, der ja auch unter einer Treppe wohnte. Es stimmt, ich habe Treppen gerne. Für die Installation «Spiral Stair», die gerade in Madrid zu sehen ist, habe ich eine Wendeltreppe gebaut, die in einen unsichtbaren Raum führt – also am oberen Ende einfach abbricht.

Sie sagen: Jedes Haus, jede Wohnung sollte einen unerforschten Raum haben. Ist die Treppe so ein Ort? Ja. Im Haus in Trimis war es der unzugänglichste Ort. In einem anderen Haus gab es eine Kellertreppe, die zu einem Kerker führte. Als Kinder mussten wir all unsern Mut zusammennehmen, um hinunterzugehen.

Was kann so ein unerforschter Ort auch noch sein? Ich meine damit auch ein Zimmer für mich allein. Es ist ein Ort, der einen Gedankenrückzug ermöglicht und anderen verschlossen bleibt. Am Ende ist es auch ein unerforschter Ort in meinem Kopf: das Unbewusste.

Wenn Lift und Treppe vorhanden sind – was von beidem nehmen Sie? Immer die Treppe. An ihr erkennt man, wie die Räume erschlossen sind. Wie kommt man in einen Raum hinauf und

wieder hinunter? Auch deshalb fahre ich in einer Stadt viel lieber Taxi als U-Bahn: So erschliessen sich mir die Orte. Auch eine Treppe, die einfach aufhört und nirgendwohin führt, wie ich sie in manchen Arbeiten verwende, finde ich cool. Sie vergrössert einen Raum.

Kann auch Kunst solche Phantasieräume eröffnen? Es ist grossartig, wenn das gelingt. Sie haben vorhin Rilke zitiert. Ich liebe auch sein Gedicht «Der Panther». Bei ihm wird der Körper zum Raum, wenn es heisst: «Nur manchmal öffnet sich der Vorhang der Pupille, und es kommt ein Bild herein und hört im Herzen auf zu sein.» Das Bild geht durch die Augen hinein und im Körper herum. Plötzlich hat man ein Gefühl für das Bild. Es berührt einen.

Träumen Sie nachts? Träumen Sie gerne? Meine Urideen kommen aus Bildern und Erinnerungen, und diese entstehen auch in den Nächten. Selbst wenn ich die Träume nicht mehr genau erinnere, bleibt etwas hängen. Die Bilder werden aber auch generiert, wenn ich eingeladen werde von Museen oder Institutionen und einen Raum zum ersten Mal sehe. Es sind wunderschöne Momente, wenn ich dann merke, dass es matcht.

Besuchen Sie gerne Möbelhäuser? Ikea zum Beispiel?

